

Heiko Kleve

Postmoderne Sozialarbeit

Heiko Kleve

Postmoderne Sozialarbeit

Ein systemtheoretisch-
konstruktivistischer Beitrag
zur Sozialarbeitswissenschaft

2. Auflage



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Die erste Auflage ist 1999 im Kersting Verlag, Aachen erschienen.
2. Auflage Mai 2007

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2007

Lektorat: Stefanie Laux

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Satz: Absatz. Format. Zeichen, Niedernhausen

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15465-7

*Für meinen Onkel, Udo Kleve,
ohne dessen Ambivalenzen mein Fühlen und Denken
um vieles ärmer geblieben wären.*

„Es wäre sogar noch möglich,
daß *was* den Wert jener guten und
verehrten Dinge ausmacht, gerade darin
bestünde, mit jenen schlimmen, scheinbar
entgegengesetzten Dingen auf verfängliche
Weise verwandt, verknüpft, verhäkelt,
vielleicht gar wesensgleich zu sein.
Vielleicht!“

Friedrich Nietzsche:
Jenseits von Gut und Böse

Inhalt

Vorwort zur 2. Auflage	11
Geleitwort zur 1. Auflage	13
Prolog	15
I Ausgangspunkte, Begriffe, Thesen	18
1 Die Ambivalenz der Moderne oder das Ende der Eindeutigkeit	18
1.1 Ambivalenz: Versuch einer Bestimmung des Unbestimmten	21
1.2 Die strukturellen Ambivalenzen der Sozialarbeit und die Sozialarbeitswissenschaft	24
2 Ausgangspunkte postmoderner Sozialarbeitswissenschaft	29
2.1 Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Dimension	31
2.2 Sozialtheoretische Dimension	33
2.3 Praxistheoretische Dimension	36
3 Konzept und Themenschwerpunkte	37
II Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Dimensionen	40
1 Reflexionstheoretische Ausgangspunkte	40
1.1 Deskription/Explikation	40
1.2 Präskription	44
1.3 Dekonstruktion	46
2 Zwischen Ganzheit und Differenz	49
2.1 Ganzheitlichkeit als Intention	50
2.1.1 Strukturfunktionalismus	52
2.1.2 Lebensweltorientierung	55
2.1.3 New-Age	58
2.2 Differenzialistische Ganzheitlichkeit	60
2.2.1 Moderater Postmodernismus	63
2.2.2 Funktional-strukturelle Systemtheorie	66
3 Zwischen Theorie und Praxis	72
3.1 Theorie und Praxis – Zwei Seiten einer Form	75
3.1.1 Komplexität	79
3.1.2 Kontingenz	81
3.1.3 Autopoiesis	84

3.2	Konstruktivismus als deskriptive und dekonstruktive Praxistheorie	87
3.2.1	Die Theorie/Praxis-Zirkularität	91
4	Zwischen Fundamentalismus und Beliebigkeit	94
4.1	Methoden Sozialer Arbeit – oder: Vereinseitigung versus Mehrdeutigkeit	97
4.1.1	Zum Beispiel: das Konzept von Peter Lüssi	100
4.1.2	Individualorientierung	103
4.1.3	Sozialsystemorientierung	107
4.2	Konstruktivistische Methodenreflexion	110
4.2.1	Weder Beliebigkeit noch Fundamentalismus	114
4.2.2	Relativität	118
III	Sozialtheoretische Dimensionen	120
1	Gesellschaftstheoretische Ausgangspunkte	120
1.1	Theorie funktionaler Differenzierung	121
1.2	Theorie reflexiver Modernisierung	125
1.3	Theorie reflexiver Differenzierung	129
2	Zwischen Persönlichem und Gesellschaftlichem	131
2.1	Die Evolution sozialer Hilfe und ihre Professionalisierung in der Moderne	133
2.1.1	Segmentäre Gesellschaften	135
2.1.2	Stratifizierte Gesellschaften	137
2.1.3	Moderne Gesellschaft	139
2.1.4	Die Expansion moderner Sozialarbeit	142
2.2	Die Konstruktion sozialer Probleme	145
2.2.1	Gesellschaft	148
2.2.2	Organisationen	151
2.2.3	Interaktion	152
2.3	Soziale Arbeit als Funktionssystem?	153
3	Zwischen Inklusion und Exklusion	156
3.1	Das Inklusions-/Exklusions-Konzept	157
3.1.1	Exklusionsdrift	162
3.2	Soziale Arbeit als sekundäres Funktionssystem sozialer Hilfe	163
3.2.1	Funktion	164
3.2.2	Leistung	166
3.2.3	Operationale Schließung (Autopoiesis)	167
3.2.4	Binäre Codierung und gesellschaftliche Entgrenzung	172

4	Zwischen Integration und Desintegration	178
4.1	Das Integrations-/Desintegrations-Konzept	181
4.1.1	Desintegrationsnormalität	184
4.2	Soziale Integration als Intention – Desintegration als Resultat	187
4.2.1	Integrationsunwahrscheinlichkeit	190
5	Ausblick: Zwischen funktionaler und reflexiver Differenzierung	195
IV	Praxistheoretische Dimensionen	200
1	Ausgangspunkt: Die postmoderne Ununterscheidbarkeit von Konformität und Devianz	200
2	Zwischen Hilfe und Kontrolle	205
3	Zwischen den Kontexten	210
4	Zwischen Berufsarbeit und Nächstenliebe	216
5	Zwischen Macht und Ohnmacht	222
5.1	(Ohn-)Macht als Interaktion	222
5.2	Definitions(ohn)macht der Sozialarbeit	225
6	Zwischen Hilfe und Nicht-Hilfe	228
7	Zwischen Problem und Lösung	231
8	Zwischen Vergangenheit und Zukunft	235
8.1	Systemische Zeittheorie	236
8.2	Zeitpraxis	240
8.2.1	Vergangenheitsorientierung	241
8.2.2	Zukunftsorientierung	244
8.2.3	Gegenwartsorientierung	245
9	Zwischen Ethik und Pragmatik	247
9.1	Postmoderne Gerechtigkeitstheorie	248
9.2	Postmoderne Gerechtigkeitspraxis	253
	Epilog	260
	Literatur	263

Vorwort zur 2. Auflage

Nach Erscheinen der 1. Auflage der *Postmodernen Sozialarbeit* im Jahre 1999 beim Kersting Verlag Aachen wurde schnell klar, daß die Thesen in diesem Buch nicht auf einhellige Zustimmung in der Fachöffentlichkeit stoßen, daß sie eher kontrovers aufgenommen werden. So wurde in einer Rezension sowohl der Grundgedanke als auch die methodische Ausrichtung der Arbeit äußerst scharf kritisiert (vgl. Nedler 2001).¹ Auf Ambivalenz, dem Leitkonzept des Buches, lasse sich keine wissenschaftliche Arbeit stützen. Die Ausführungen würden logischen Geboten widersprechen, sich selbst in Widersprüche verstricken, an der einen Stelle etwas behaupten, was sie an anderen Stellen dementieren. So könne vielleicht Esoterik, aber keine Wissenschaft betrieben werden.

Über solche Kritik müsste sich freilich ein Autor ärgern, der sich auf dem Boden klassischer wissenschaftlicher Konzepte bewegt, der erpicht ist, im Sinne der Widerspruchsfreiheit zu denken und zu schreiben. Wenn wir aber diese Konzepte in Frage stellen und uns öffnen für Theoriefiguren, die seit einigen Jahren versuchen, Phänomenen gerecht zu werden, die nicht auf einen eindeutigen logischen und widerspruchsfreien Nenner zu bringen sind, die mit Paradoxien und Ambivalenzen einhergehen, dann kann der Ärger schnell verfliegen. Denn wenn wissenschaftliche Reflexionen in ihren Beschreibungen und Erklärungen solche Erscheinungen ernst nehmen, sie nicht weg rationalisieren, dann produzieren sie offenbar in ihren eigenen Vollzügen selbst das, was sie beobachten: zirkuläre Prozesse, auf sich selbst verweisende Strukturen, ambivalentes und paradoxes Hin- und Herpendeln.²

Selbst auf die Gefahr hin, daß Kritiker hier eine Selbstimmunisierung diagnostizieren könnten, behaupte ich, dass solche Rezensionen, wie die erwähnte, augenscheinlich machen, daß mit dem Buch das gelungen ist, was intendiert wurde: *die Ambivalenz der sozialarbeiterischen Praxis in die Theoriestruktur zu überführen*. Denn Ziel der Arbeit ist, der heterogenen, durch vielfältige Wi-

1 Zu einer positiven Rezension, die die *Postmoderne Sozialarbeit* in einen Theoriediskurs einordnet, der angetreten ist, das Konzept der Ambivalenz für die Sozialwissenschaften fruchtbar zu machen, siehe Junge (2006).

2 Siehe aufschlußreich dazu den von Dirk Baecker (2005) herausgegebenen Sammelband *Schlüsselwerke der Systemtheorie*, in dem genau solche Werke besprochen werden, die den Boden der klassischen Wissenschaft verlassen haben, die sich vielmehr mit Phänomenen beschäftigen, „die weder so einfach sind, dass sie kausal, noch so zufällig, dass sie statistisch beschrieben werden können. [...] Die klassische Unterscheidung von Subjekt und Objekt wird dabei unterlaufen und durch die Entdeckung einer Vielzahl von Beobachterpositionen in der Welt ersetzt“ (Backcover).

dersprüche fragmentierten sozialarbeiterischen Praxis mit einer dieser Situation angemessenen Theorie zu entsprechen, mithin diese Praxis nicht einzuebnen auf eindeutige theoretische Positionen, die vielleicht klassischen wissenschaftlichen Postulaten, nicht aber dem Forschungsgegenstand genügen. Vielmehr wird hier der Versuch unternommen, das aufzublenden, was die Soziale Arbeit zu durchziehen scheint, wie sonst kaum eine andere Profession: Uneindeutigkeit, Ambivalenzlastigkeit, eine paradoxe Grundstruktur.

Ich habe darauf verzichtet, die vorliegende 2. Auflage des Buches inhaltlich zu überarbeiten. Denn das, was hier in drei Teilen ausgeführt wird, kann nach wie vor als Basis einer postmodern gewendeten Sozialarbeitswissenschaft gelten. Inzwischen können, neben den hier erläuterten, freilich zahlreiche weitere Ambivalenzen konstatiert werden, die die Soziale Arbeit prägen, auch lassen sich praktische Verfahren beschreiben (vor allem das Tetralemma-Modell), um einen konstruktiven Umgang mit ambivalenten Situationen zu ermöglichen (siehe Kleve 2007). Aber das, was hier versucht wird, scheint eine wesentliche Voraussetzung, eine notwendige Haltung für das theoretische wie praktische Ambivalenzmanagement zu sein: die Anerkennung und Akzeptanz derartiger Uneindeutigkeiten.

Da das Buch einige Zeit vergriffen war, fragten mich Kolleginnen und Kollegen aus Wissenschaft und Praxis, wann es eine Neuauflage geben werde – zumal es sich hier um einen Theorieversuch handelt, der Neuland betritt, der anstrebt, das umzuwerten, positiv zu wenden, was in der Sozialen Arbeit und in den Wissenschaften, die die Soziale Arbeit zu beschreiben und zu erklären versuchen, bisher als Defizit, ja negativ bewertet wurde. Besonders C. Wolfgang Müller möchte ich danken, der mich bestärkte, dieses Buch in unveränderter Form beim Verlag für Sozialwissenschaften neu zu publizieren.

Und so lade ich schließlich die Leserinnen und Leser ein zu prüfen, ob das, was mir C. W. Müller in einer persönlichen Mitteilung über das vorliegende Buch schrieb, auch aus ihrer Sicht passt: daß es „eine der wenigen Begründungen für die Etablierung von Sozialarbeitswissenschaft sein könnte, die mehr ist als der Versuch, in einer Schneise etablierter Disziplinen eine neue Monodiziplin zu etablieren“.

Heiko Kleve
Berlin, im Februar 2007

Geleitwort zur 1. Auflage

The social-work academy has been marginalised. Yet, if social work is to think independently and reconstruct itself, academic debates, drawing on contemporary developments in social theory, are important. We should not be embarrassed by saying things that are troublesome and awkward and thereby open up the possibilities of seeing the world in different ways.

(Nigel Parton: Social Theory, Social Change and Social Work, 1996)

Wenn heutzutage über Sozialarbeit als Profession wie als wissenschaftliche Disziplin diskutiert wird, wird oft beklagt, daß es um die professionelle Identität der Sozialen Arbeit schlecht bestellt sei, daß man gar nicht wisse, was zu ihr gehöre, noch wie man sie theoretisch fassen könne. Sie sei eine Disziplin „ohne Vorbild“ und suche erst noch ihre „disziplinäre Heimat“. Und einer der führenden internationalen Sozialarbeitswissenschaftler, Nigel Parton, meint sogar: Die konzeptuelle und theoretische Diskussion über die Soziale Arbeit sei in den vergangenen Jahren sehr vernachlässigt worden, in einer Zeit, in der eine solche Debatte gerade besonders notwendig gewesen wäre. Dabei sei Sozialarbeit als akademisches Fach marginalisiert worden. Um aber unabhängig zu denken, sich neu zu konstruieren, sei der Anschluß an die neuen Entwicklungen in der Gesellschaftstheorie wichtig.

Das wird in der Arbeit von Heiko Kleve überzeugend ins Werk gesetzt. Ganz neu eröffnet Heiko Kleve mit seinen fulminanten Analysen und Reflexionen die Diskussion um Theorie und Praxis der Sozialarbeit, ohne allerdings frühere Versuche, Soziale Arbeit zu verstehen, abzuqualifizieren oder über Bord zu werfen. Er schließt an neuere Diskussionen um Sozialarbeit als Berufspraxis und wissenschaftliche Disziplin an, leitet aber eine bemerkenswerte Wende ein. Dem Autor geht es um eine ganz neue Sicht der Dinge, allerdings ohne allen moralischen Eifer und rechthaberischen Gestus. Kreativ und kritisch packt er die Aufgabe an, „Theorie und Praxis Sozialer Arbeit aus multiperspektivischer Sicht neu zu erkunden“, sie mit Perspektiven zu konfrontieren, „die insbesondere *systemtheoretischen* und *postmodernen* Wissenschaftsprogrammen entstammen.“

Dabei interessieren vor allem differenz- und paradoxieladene Denkfiguren postmoderner Wissenschaft, wird gewissermaßen an eine „Orthodoxie der Pa-

radoxie“ als die Orthodoxie unserer Zeit angeknüpft, wird Soziale Arbeit, die inzwischen zu einem der großen Professionssysteme der modernen Gesellschaft geworden ist, „in Hinblick auf ihre Paradoxien“ beobachtet, wird der gegenwärtige Zustand der Sozialen Arbeit als Profession und Disziplin mit einem Konzept struktureller Ambivalenz expliziert.

Dies ist ein außerordentliches Unternehmen, setzt es doch voraus, sich den Theorien der Moderne zu stellen, die den widersprüchlichen gesellschaftlichen Strukturwandel zu fassen versuchen, und die erkenntnis-, wissenschafts- und sozialtheoretische Ausgangslage postmoderner Sozialarbeit einschließlich ihrer praxistheoretischen Dilemmata in den Blick zu nehmen.

Sozialarbeit wird als spezielles Projekt der Moderne gesehen, der, wie sich inzwischen herumgesprochen hat, nach dem Zusammenbruch aller erkenntnistheoretischen Gewißheit in nachdialektischer Zeit die eindeutigen Wirklichkeitsbeschreibungen abhandeln gekommen sind. „Ambivalenz“ – so greift der Autor Welsch auf – „ist das mindeste, womit man bei den gegenwärtigen Weltverhältnissen rechnen muß“. In der Postmoderne müsse man daher mit der grundsätzlichen Ambivalenz leben.

Hier setzt das Klevesche Projekt einer theoretischen Neuorientierung der Sozialarbeit an. Es werden unterschiedliche wissenschaftstheoretische, sozialtheoretische und praxistheoretische Beobachtungsperspektiven vorgeschlagen, propagiert Kleve unerschrocken die reflektierte Annahme von Ambivalenz und Widersprüchlichkeit als Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit. Damit werden die als sicher behaupteten Fundamente von zwischen richtig und falsch unterscheidenden, eindeutigen Handlungs- und Wissens-Anwendungskonzepten in der Sozialarbeit aufgelöst. Das ist ein neuer Ton, ein Durchbruch zu reflexiver Freiheit von Ambivalenz und Vieldeutigkeit, zur Autopoiesis nicht-trivialer Systeme.

Wer wissen will, wie man Sozialarbeit als modernes Berufssystem mit all seiner Komplexität und Widersprüchlichkeit verstehen und beschreiben will, wird diese Arbeit eines Fachhochschulabsolventen, der damit seine Promotion im direkten Zugang von der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin zur Freien Universität Berlin mit Auszeichnung abschloß, mit Gewinn lesen.

Die Arbeit ist ein Glücksfall einer eigenständigen Weiterentwicklung systemisch-konstruktivistischen Denkens. Wie ein Leuchtturm, dessen bin ich mir sicher, wird sie der Theorie wie der Praxis moderner Sozialer Arbeit Richtung und Orientierung geben.

Berlin, am Jahresanfang 1999
Reinhart Wolff

Prolog

Diese Arbeit versteht sich in erster Linie als ein Vorschlag, die theoretischen Reflexionen der Sozialen Arbeit an neuere wissenschaftstheoretische und sozialwissenschaftliche Konzeptionen anzuschließen. Damit sollen keineswegs die bisherigen theoretischen Versuche zur Sozialen Arbeit über Bord geworfen oder abqualifiziert werden; vielmehr geht es darum, das Feld von Theorie und Praxis Sozialer Arbeit aus multiperspektivischen Sichten neu zu erkunden, dieses Feld postmodern neu zu bewerten; es geht, anders gesagt, um den Versuch, die Komplexität der Praxis in die eigenlogische Struktur des Theoriediskurses hineinzukopieren. Dabei werden die unterschiedlichsten theoretischen Traditionen der Sozialen Arbeit, von denen es zahlreiche gibt, je nach situativer Brauchbarkeit mal mehr, mal weniger aufgegriffen und mit Perspektiven konfrontiert, die insbesondere *systemtheoretischen* und *postmodernen* Wissenschaftsprogrammen entstammen.

Kenner jeweils nur eines der genannten Wissenschaftsprogramme mögen sich an diesem Punkt bereits fragen, ob hier nicht Feuer und Wasser zusammen gemixt werden sollen, so daß womöglich nur heißer Dampf entsteht, der schnell verfliegend zwar ein kurzzeitiges Naserümpfen provoziert, aber kaum brauchbare Reflexionen. Vertreten nicht Niklas Luhmann, dessen Arbeiten vor allem für die hier rezipierte Systemtheorie stehen, und Jean-François Lyotard, dessen sozialphilosophische Zugänge neben Arbeiten von Zygmunt Bauman, Jacques Derrida oder Wolfgang Iser die postmoderne Perspektive dieser Arbeit sichern sollen, diametral entgegengesetzte Positionen? Während die systemtheoretische Perspektive für Ganzheit und Homogenität steht, postuliert doch das postmoderne Denken Differenz und Heterogenität, so könnte man leicht geneigt sein, voreilig zu schlußfolgern.

Sicherlich, die Systemtheorie, die Lyotard (1979) in seinem Klassiker *Das postmoderne Wissen* rezipiert, die jedoch eher mit Talcott Parsons als mit Luhmann identifiziert werden sollte, ist in erster Linie eine auf Ganzheit, gesellschaftliche Stabilität und Eindeutigkeit hinauslaufende Theorie, während Lyotard die Differenz, den Wandel, die Uneindeutigkeit, die „Paralogie“ (vgl. ebd., S. 175ff.) in den Blick bringt. Aber seit Lyotards Klassiker ist viel passiert. Die sozialwissenschaftliche Systemtheorie hat durch Luhmann (1984, S. 15ff.) einen einschneidenden Paradigmawechsel vollzogen; es geht nicht mehr in erster Linie um Holismus, sondern wie in der postmodernen Debatte, um differenz- und paradoxiegeladene Denkfiguren, genauer: um die Differenz von System und Umwelt. Die Luhmannsche Theorie konstatiert, daß eine Ganzheit, sprich: ein

System, erst dann ein System ist, wenn es sich in *Differenz* zu seiner Umwelt *identifizieren* kann - auf den paradoxen Punkt gebracht: *Einheit ist Differenz!* An dieser zentralen Stelle in Luhmanns Theoriearchitektur korrelieren Postmoderne und Systemtheorie; denn, wie Luhmann (1997, S. 1144) selbst sagt: „Die Letztfundierung in einem Paradox gilt als eines der zentralen Merkmale postmodernen Denkens“. So ist es kaum erstaunlich, bei William Rasch (1997, S. 258) jüngst zu lesen, daß sich Lyotards Einstellung zu Luhmann radikal geändert hat: „If, in *The Postmodern Condition*, Luhmann is linked, via Parsons, to Comte, and made to stand for totality, efficiency, and terror [...], by the late '80s he has come to be seen more as an ally than an enemy“ (Hervorhebung im Original).

Wenn man den rasanten Anstieg des Interesses sowohl an der Luhmannschen Systemtheorie als auch an postmodernen Denkfiguren in den letzten Jahren betrachtet, dann ist es sicher nicht ganz falsch anzunehmen, daß die Wissenschaft der Gesellschaft dabei ist zu erkennen, was Luhmann (1997, S. 1144) so formuliert: „Die Paradoxie ist die Orthodoxie unserer Zeit“ bzw. „das Thema des 20. Jahrhunderts“ (Luhmann 1990a, S. 93). Diese Orthodoxie bzw. dieses Thema soll auch dieser Arbeit zugrundegelegt werden, und zwar um die professionelle und disziplinäre Situation der Sozialen Arbeit im Hinblick auf ihre Paradoxien, oder, wie wir hier sagen wollen: ihre *Ambivalenzen* zu beobachten. Da es aus der Paradoxie bzw. der Ambivalenz kein Entkommen zu geben scheint und da eine eindeutige Letztfundierung, die nicht selbst wiederum mehrdeutig, paradox ist, nicht in Aussicht gestellt werden kann, wollen wir den ambivalenten Status quo annehmen und versuchen, die Theorie daraufhin einzustellen. Mit anderen Worten, *in dieser Arbeit wird die Frage, worauf der gegenwärtige Zustand der Sozialen Arbeit als Profession und als Disziplin eine Antwort ist, zu beantworten versucht mit der Explizierung der strukturellen Ambivalenzen allen sozialarbeiterischen - methodischen und wissenschaftlichen - Tuns*. Nicht mehr und nicht weniger soll im folgenden geschehen. Wenn sich dabei für den aktuellen theoretischen Diskurs der Sozialen Arbeit, der seit neuestem unter dem Label ‘Sozialarbeitswissenschaft‘ prozessiert, Anschlüsse ergeben, um so besser.

Und nun noch einige Vorbemerkungen formaler Art: Obwohl ich im Sinne des internationalen *social work* in dieser Arbeit hauptsächlich von Sozialarbeit bzw. von Sozialer Arbeit und nicht von Sozialarbeit/Sozialpädagogik und mithin von Sozialarbeiterinnen spreche, sind sozialpädagogische Berufsfelder, mithin Sozialpädagogen³ eingeschlossen. Mit diesem Ausgangspunkt lehne ich mich an die *Konvergenzthese* (vgl. Mühlum 1996a, S. 7ff.; Merten 1997c, S. 9; 1997d, S. 71) an. Danach haben Sozialarbeit und Sozialpädagogik „zwar in genetischer

3 Zur Bezeichnung von Personen und Rollen benutze ich abwechselnd die weibliche und die männliche Form oder beide Formen zugleich.

Hinsicht unterschiedliche Traditionslinien“ (Merten 1997d, S. 71), sie bewegen sich jedoch „in ihrer inhaltlichen Entwicklung sachlich aufeinander zu bzw. sind sachlich begründet heute nicht mehr zu unterscheiden“ (vgl. dazu bereits Lukas 1979, S. 19ff.).

Schließlich möchte ich an dieser Stelle all denen danken, die es mir ermöglichten, diese Arbeit fertigzustellen, die mich während der für mich (auch als praktischer Sozialarbeiter in der Familien- und Einzelfallhilfe) sehr arbeitsreichen Zeit des Schreibens – wie Ulrike Walle – in emotionaler Hinsicht unterstützten und – wie auch meine Mutter, Erika Fröscher – das Korrekturlesen des Manuskriptes übernahmen, mir – wie etwa Prof. Britta Haye, Prof. Dr. Heinz Kersting und Prof. Dr. Peter Fuchs – mit Anregungen und Kommentaren während des Schreibprozesses zur Seite standen, die – wie besonders Jessika Bräg, Matthias Biermann, Harald Maaßen und Jan Stottmeister – einzelne Teile des Manuskripts der Arbeit gelesen und mit mir diskutiert haben. All den Menschen gilt weiterhin mein Dank, denen ich sozialarbeiterische Hilfen anbieten konnte bzw. kann und die mir – wie auch der Supervisor Peter Ebel, mit dem ich in den Jahren 1996 bis 1998 regelmäßig meine Praxis reflektieren konnte – vielfältige Möglichkeiten des Lernens, der Selbst- und Fremderfahrung sowie nicht zuletzt des theoretischen Reflektierens praktischer Erfahrungen boten. Danken möchte ich des weiteren den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Promotionskolloquiums ‚Theorie und Praxis sozialer Hilfesysteme‘, das Prof. Dr. Reinhart Wolff an der Freien Universität Berlin in Zusammenarbeit mit der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin seit dem Wintersemester 1995 durchführt. Durch die Diskussionen innerhalb des Kolloquiums wurden meine theoretischen Interessen bezüglich der wissenschaftlichen Reflexion Sozialer Arbeit in vielfältiger Weise angeregt; vor allem der ambivalenzreflexive Fokus dieser Arbeit verdankt sich der Teilnahme am Kolloquium, in dem die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Sozialen Arbeit nur selten nicht spürbar waren. Profitiert habe ich diesbezüglich außerdem vom Arbeitskreis Sozialarbeitswissenschaft der Alice-Salomon-Fachhochschule, in dem Prof. Dr. Heinz Cornel, Prof. Britta Haye, Prof. Dr. Otto Schlosser und Uwe Töppen regelmäßig kontrovers mit mir diskutierten. Schließlich gilt mein Dank noch einmal explizit Prof. Dr. Reinhart Wolff sowie Prof. Dr. Dietmar Kamper, die die Betreuung meines Dissertationsvorhabens übernahmen, aus dem das vorliegende Buch hervorging.

Berlin, im Dezember 1998
Heiko Kleve

Die strikte Ambivalenz ist auf der
Seite des ‚Gegenstandes‘,
die stringente Dekonstruktion auf
der Seite der ‚Methode‘.

Dietmar Kamper

I Ausgangspunkte, Begriffe, Thesen

1 Die Ambivalenz der Moderne oder das Ende der Eindeutigkeit

Die Sozialarbeit ist Teil eines Projektes, das Zygmunt Bauman (1991) als ein permanentes Ringen um Ordnung, Eindeutigkeit, Rationalisierung, Kontrolle, Klassifizierung und Bestimmung beschreibt: des Projektes der Moderne. Die ‚Moderne‘ läßt sich als eine „historische Periode“ (Bauman 1991, S. 348, Anm. 1) kennzeichnen, „die in Westeuropa mit einer Reihe von grundlegenden sozio-kulturellen und intellektuellen Transformationen des 17. Jahrhunderts begann und ihre Reife erreichte“ *erstens* „als ein kulturelles Projekt – mit dem Entstehen der Aufklärung“ und *zweitens* „als eine sozial vollendete Lebensform – mit dem Entstehen der industriellen Gesellschaft“ (ebd.). Die Durchsetzung der Moderne kann um die Zeit des Eintritts in das 20. Jahrhundert datiert werden (vgl. Merten/Olk 1996, S. 583), in welcher der Übergang von einer stratifikatorisch zu einer funktional differenzierten, zur modernen Gesellschaft (vgl. Luhmann 1997) vollzogen wurde. Zugleich ist dies der Zeitpunkt, an dem sich die soziale Hilfe von einer moralisch inspirierten, sozusagen ehrenamtlichen ‚Mildtätigkeit‘ wandelte in die professionelle – zunächst ausschließlich frauenberufliche – Sozialarbeit (vgl. etwa Luhmann 1973; Thiersch 1992; Merten/Olk 1996; Wendt 1995).

Spätestens die Ausdifferenzierung der sozialen Hilfe als professionelle Sozialarbeit konnte den Ordnungsbestrebungen des Moderne-Projektes seine Unmöglichkeit vor Augen führen; denn die Sozialarbeit ist jene gesellschaftliche Praxis, in welcher möglicherweise zuerst gesehen werden konnte, ja sogar gesehen werden mußte, was mittlerweile auch in anderen Gesellschaftsbereichen gesehen wird: nämlich daß der großangelegte Versuch, Ordnung, Eindeutigkeit,

Bestimmung oder Lösungen zu produzieren, zugleich Unordnung, Irrationalität, Uneindeutigkeit, Unbestimmbarkeit oder soziale Probleme produziert. Diese *Ambivalenz* enthüllte sich der Moderne allerdings erst, nachdem ihre intellektuellen, technischen und sozialen Möglichkeiten so weit entwickelt waren, daß sie „ihren Blick auf sich selbst“ (Bauman 1991, S. 348, Anm. 1) zurückwerfen konnte. Ergebnis dieser Selbstreflexion war nicht die intendierte Klarsicht und Eindeutigkeit in der Selbstidentifikation der modernen Gesellschaft, sondern Uneindeutigkeit und das Gewährwerden von nicht-intendierten Nebenfolgen der Modernisierung, die reflexiv auf die Konstitution und Evolution der Moderne selbst verstärkt zurückzuwirken begannen (vgl. Beck 1986; 1992; 1993; Beck/Giddens/Lash 1996). „So erwies sich beispielsweise vieles, was wir einst für vernünftig gehalten hatten, zunehmend als irrational“ (Welsch 1990b, S. 195).

Dieser Befund, mit dem die Sozialwissenschaft bereits durch den Klassiker von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (1944 fertiggestellt und 1947 veröffentlicht) *Dialektik der Aufklärung* konfrontiert wurde (vgl. Welsch 1996b, S. 38), läßt sich heute, wie Wolfgang Welsch (1990b, S. 195) resümiert, „alltäglich den Zeitungen entnehmen“. Aus den täglichen Berichten der Medien wissen wir nur allzu gut, mit welchen Irrationalitäten, mit welchen technischen, biologischen, psychologischen und sozialen Risiken und Gefahren⁴ trotz, oder besser: aufgrund fortschreitender Rationalisierung wir zu rechnen haben. Wir werden etwa mit den Grenzen unserer Möglichkeiten des Steuerns und Beeinflussens konfrontiert und können sehen, daß die von uns so präzise, sauber, rational und rationell erarbeiteten Handlungen, Pläne und Regeln mit ihren Gegenteilen, den Diffusionen, dem Schmutz, dem Abfall, der Irrationalität untrennbar verbunden zu sein scheinen. „Die aufrechten Planer geraten ins Stolpern“, wie wir mit Hans-Christoph Vogel (1991, S. 32) formulieren könnten.

Davon ausgehend läßt sich schließen, daß keine „Wirklichkeitsbeschreibung tragfähig ist, die nicht zugleich die Plausibilität der Gegenthese verfolgt“ (Welsch 1990b, S. 192). Mit anderen Worten: „Ambivalenz ist das mindeste, womit man bei den gegenwärtigen Weltverhältnissen rechnen muß“ (ebd.). Ein solches ambivalentes Bild von der Wirklichkeit, das uns ein permanentes Oszil-

4 Siehe zur Unterscheidung von Risiko und Gefahr Luhmann 1990e; 1991a. Risiken lassen sich als Unsicherheiten, als nicht kalkulierbare Nebenfolgen kennzeichnen, die das Handeln von Entscheidungsträgern begleiten und die erlebt werden können als Gefahren auf der Seite von Betroffenen: „Von Risiken spricht man dann, wenn etwaige künftige Schäden auf die eigene Entscheidung zurückgeführt werden. [...] Bei Gefahren handelt es sich dagegen um von außen kommende Schäden“ (Luhmann 1991a, S. 88). Siehe zum Begriff des Risikos auch Beck 1986, der hierauf eine soziologische Diagnose der (reflexiv) modernen Gesellschaft als „Risikogesellschaft“ aufbaut, in der sich Unsicherheit auf alle Fragen der gesellschaftlichen Entwicklung und persönlichen Lebensführung ausdehne.

lieren zwischen Rationalität und Irrationalität, zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Intentionen und nicht-intendierten Effekten abverlangt, soll mit Bauman (1991) als Ende der Eindeutigkeit und als Charakteristikum der ‚Postmoderne‘ bzw. – mit Welsch (1987) – der ‚postmodernen Moderne‘ (vgl. auch Bardmann 1995) oder – mit Beck (1993) – der ‚reflexiven Moderne‘ interpretiert werden. Postmoderne bedeutet also, prägnant gesagt: „Mit Ambivalenz leben“ (Bauman 1991, S. 281).

Im Gegensatz zu dem Mainstream ihrer wissenschaftlichen Reflexionen ist die Sozialarbeit immanent postmodern, denn sie agiert in einem ausgesprochen widersprüchlichen gesellschaftlichen Feld und damit „notwendigerweise und aus Überzeugung *zwischen* vielen Stühlen“ (Mühlum 1994, S. 41; Hervorhebung von mir; H.K.). Mit anderen Worten, Soziale Arbeit ist im beruflichen Selbstverständnis, im gesellschaftlichen Auftrag, in der Systematik des beruflichen Denkens, in der Reichweite beruflichen Handelns und in der Zielformulierung und Methodenwahl (vgl. Mühlum/Bartholomeyczik/Göpel 1997, S. 181) strukturell ambivalent (siehe dazu auch Schütze 1992). *Das immanent Postmoderne der Sozialarbeit ist, so die zentrale These dieser Arbeit, daß diese Ambivalenzen nicht überwunden werden können.* Es gehört vielmehr zum professionellen Wissen einer jeden reflektierten Sozialarbeiterin, daß es im sozialarbeiterischen Handlungsfeld kaum möglich ist, erfolgreich und dauerhaft Situationen zu entfliehen, in denen Unbestimmbarkeiten, Uneindeutigkeiten oder Unentscheidbarkeiten zu Tage treten, Situationen, in denen Ereignisse beobachtbar sind, die diffus erscheinen, die, kurz gesagt, *sowohl ‚positiv‘ als auch ‚negativ‘* bewertet werden könnten. Soziale Arbeit hat es, um mit Theodor M. Bardmann (1996b, S. 20) zu sprechen, „in aller Regel mit unklaren, widerstreitenden, ja unversöhnlichen Wirklichkeiten zu tun“ (ebd., S. 20). *Sozialarbeit ist so offensichtlich strukturell ambivalent, daß ihre Ambivalenzen kaum erfolgreich invisibilisiert werden können.* Wenn Ambivalenzen also strukturell mit der gesellschaftlichen Praxis der Sozialarbeit einhergehen, was in dieser Arbeit versucht wird zu zeigen, und wenn diese Ambivalenzen darüber hinaus praktisch (professionell) von jedem Sozialarbeiter ausgehalten bzw. ausbalanciert werden müssen, erscheint es angebracht, ihnen auch in der theoretischen Reflexion einen zentralen, wenn nicht *den* zentralen Stellenwert zuzubilligen, was hier geschehen soll. Demzufolge wird zunächst der Begriff Ambivalenz einem – insbesondere differenztheoretischen – Bestimmungsversuch unterzogen.

1.1 Ambivalenz: Versuch einer Bestimmung des Unbestimmten

Der zentrale Begriff dieser Arbeit, nämlich Ambivalenz (lat. ambo = beide; valeo = ich bin wert, bedeute, gelte), geht auf Eugen Bleuler und Sigmund Freud zurück, die ihn in die Psychologie bzw. Psychoanalyse einführten, um konfliktierende, widerstreitende Gefühle – nicht nur im Zusammenhang mit schizophrenen Symptomen – zu beschreiben (vgl. etwa Simon 1995a, S. 178; Bauriedl 1980, S. 30; Luthé/Wiedenmann 1997, S. 18). Aber auch in der Soziologie kann auf eine traditionsreiche Verwendung des Begriffs zurückgeblückt werden. Ohne hierauf näher eingehen zu können, soll lediglich angemerkt werden, daß bereits klassische Autoren der modernen Soziologie, wie etwa Georg Simmel, Alfred Schütz, Talcott Parsons oder Robert K. Merton, mit Ambivalenz in je unterschiedlicher Weise Unbestimmtheiten, widersprüchliche Auslegungs-, Ausdrucks- und Orientierungsmuster, zweiwertige Handlungsmotivationen oder konfliktierende Doppelorientierungen beschrieben haben (vgl. dazu eingehender Luthé/Wiedenmann 1997, S. 19ff.; Nedelmann 1997).

Allerdings avanciert der Begriff erst durch den geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskurs der Postmoderne (siehe ausführlich Zima 1997), der besonders offensichtlich „die Unbestimmtheitsproblematik sozialer Wirklichkeiten ebenso wie die Unbestimmtheitsproblematik soziologischer Texte in das Zentrum der Aufmerksamkeit [rückt]“ (Luthé/Wiedenmann 1997, S. 18), in die Kernbereiche sozialwissenschaftlicher Reflexionen (vgl. ebd., S. 9f.). Insbesondere durch eine Arbeit von Zygmunt Bauman (1991), nämlich *Moderne und Ambivalenz* oder durch die Theorie reflexiver Modernisierung von Ulrich Beck (siehe vor allem ders. 1993) wird Ambivalenz zu einem sozialwissenschaftlichen Schlüsselbegriff, der – wie (un)präzise auch immer – sowohl die psychische als auch die soziale Konstitution der „postmodernen Moderne“ (Welsch 1987; vgl. auch Bardmann 1995) zu beschreiben erlaubt. Des weiteren hat die moderne soziologische Systemtheorie, sprich: die (funktional-strukturelle) Theorie selbstreferentieller Systeme von Niklas Luhmann (z. B. 1984), vor allem über die Rezeption der Differenztheorie von George Spencer-Brown (1969) das Paradoxie- bzw. Unbestimmtheits- und Ambivalenz-Paradigma aufgenommen.⁵

5 Siehe zur Differenztheorie Spencer-Browns und zu deren Anwendung auf sozialwissenschaftliche Fragestellungen auch Baecker 1993a; 1993b und Simon 1993, S. 52ff, weiterhin sämtliche Publikationen von Luhmann zur Theorie sozialer Systeme, die eine Theorie darstellt, die gegen ein Grundverbot der logischen Typentheorie verstößt: sie ist nämlich zirkulär gebaut und schützt sich somit nicht vor Paradoxien und Ambivalenzen (vgl. Luhmann 1984, S. 647ff.): „Dies und nichts anderes ist von einer Theorie zu erwarten, wenn die Theorie sich selbst in ihrem Gegenstandsfeld wiedererkennt als einer ihrer Gegenstände unter anderen“ (ebd., S. 660).

Und speziell die Differenztheorie erscheint auch besonders dazu prädestiniert, einen metatheoretischen Einstieg in das Ambivalenzproblem zu wagen.

Mit der Differenztheorie können wir den Begriff Ambivalenz als einen – vielleicht sogar als *den* – Formbegriff verstehen. Eine Form ist eine durch Unterscheidung und Bezeichnung konstituierte Zwei-Seiten-Differenz (vgl. Spencer-Brown 1996, S. 1) – z. B. Ganzheit/Differenz; Theorie/Praxis; Integration/Desintegration; Hilfe/Nicht-Hilfe etc. Obwohl jeweils nur eine unterschiedene Seite bezeichnet werden kann – Ganzheit, nicht Differenz; Theorie, nicht Praxis; Integration, nicht Desintegration; Hilfe, nicht Nicht-Hilfe etc. –, wird die nicht bezeichnete Seite bei jeder Bezeichnung sozusagen unsichtbar (latent) mitgeführt. Sobald allerdings eine Ambivalenz reflektiert wird, taucht auch die unsichtbare, die nicht bezeichnete andere Seite auf, so daß beide Seiten, zwar nicht zeitgleich, aber oszillativ, hin und her kreuzend, hin und her switchend bezeichnet werden können, so daß sich Unbestimbarkeiten, Zweideutigkeiten etc. einstellen.

Wie in Anlehnung an die ‚dekonstruktive‘ Philosophie von Jacques Derrida (1972, S. 88) gesagt werden kann (siehe ausführlich II./1.3), sind Formen bzw. Zwei-Seiten-Differenzen, sind z. B. gegensätzliche Ausdrücke (Ganzheit/Differenz, Theorie/Praxis, Integration/Desintegration, Hilfe/Nicht-Hilfe etc.) zunächst und normalerweise durch eine Hierarchie gekennzeichnet: „Einer der beiden Ausdrücke beherrscht (axiologisch, logisch usw.) den anderen, steht über ihm“. Ambivalenzreflexion ist nun die *Dekonstruktion* dieser Hierarchie, sie besteht darin, „im gegebenen Augenblick die Hierarchie umzustürzen“ (ebd.), und aus der Asymmetrie – zumindest momenthaft – die verborgene Symmetrie, die Ambivalenz der Ausdrücke aufscheinen zu lassen.

Mit Ambivalenz wollen wir nun ganz allgemein nicht nur Zwei-, sondern Mehr- bzw. Vieldeutigkeiten, nicht nur Zwei-, sondern Mehr- bzw. Vielwertigkeiten,⁶ also Uneindeutigkeiten, Unbestimbarkeiten, Widersprüchlichkeiten oder auch Paradoxien in psychischen, sozialen bzw. kommunikativen Verhält-

6 Heinz J. Kersting wies mich darauf hin, daß Mehr- bzw. Vieldeutigkeit eigentlich nicht mit *Ambivalenz*, sondern angemessener mit *Polyvalenz* zu bezeichnen wäre (siehe dazu auch Bardmann 1996b, S. 19); da dieser Begriff allerdings in der sozialwissenschaftlichen Literatur – abgesehen von einigen aktuellen Publikationen – siehe bezüglich ästhetisch-philosophischer Fragestellungen etwa Welsch 1993, S. 21 und bezüglich einer sozialwissenschaftlichen Reflexion helfender Professionen Mühlum/Bartholomeyczik/Göpel 1997, S. 181 – bisher kaum Verwendung findet, aber jener geradezu als ein Synonym und Syndrom für die postmoderne bzw. reflexiv moderne Lebens-, Denk-, Sozial- und Identitätsform gelten kann (vgl. etwa Welsch 1990b; Bauman 1991; Keupp 1992; 1994; Beck 1993; Luth/Wiedenmann 1997), wollen wir bei dem Ausdruck ‚Ambivalenz‘ auch dann bleiben, wenn wir nicht lediglich die strukturellen Zwei-, sondern die strukturellen Vieldeutigkeiten der Sozialarbeit beobachten und beschreiben.

nissen sowie in deren Beobachtung bezeichnen, die, wenn sie konstatiert werden, ein unentscheidbares Oszillieren zwischen mindestens zwei differenzierten, heterogenen, aber gleichermaßen plausiblen Entscheidungsmöglichkeiten herausfordern. Eine ambivalente Situation ist dadurch gekennzeichnet, daß in der Beobachtung *einer* Situation, *eines* Ereignisses, *einer* Handlung, *einer* gesellschaftlichen Praxis *zwei oder mehr* gegensätzliche, sich widersprechende Blickpunkte, Beobachtungen bzw. Beschreibungen, Erklärungen und Bewertungen⁷ gleichermaßen plausibel erscheinen.

Wenn Ambivalenz beobachtet wird, gerät also, dies sei nochmals betont, eine Symmetrie von mindestens zwei gegensätzlichen Positionen in den Fokus (z. B. Ganzheit *und* Differenz; Theorie *und* Praxis; Integration *und* Desintegration; Hilfe *und* Nicht-Hilfe etc.), die mit Rodrigo Jokisch (1996, S. 67ff./413) auch als seitenneutrale Differenz bzw. seitenneutrale Distinktion innerhalb einer Form bezeichnet werden kann. Sobald diese Differenz asymmetrisiert wird, sobald man sich für eine Seite der Ambivalenz *entschieden* hat, wurde unterschieden, und wir haben es demnach innerhalb einer Form mit einer (hierarchisierten) Unterscheidung – im Sinne einer seitenparteiischen Differenz bzw. Distinktion – zu tun (vgl. ebd.). Bevor man sich allerdings für eine Position, für eine Bezeichnung entscheiden kann, bevor man mithin unterscheiden kann, stellt sich (nicht nur in einer ambivalenten Situation) eine symmetrische Differenz bzw. Distinktion ein, denn: „Nur eine Unterscheidungsform, die symmetrischen Charakter aufweist, ist [...] ENTSCHEIDUNGS- bzw. bezeichnungsfähig“ (Jokisch 1996, S. 69) – oder pointierter mit Heinz von Foerster (1991, S. 350) formuliert: „Wir können nur *jene* Fragen entscheiden, die prinzipiell unentscheidbar sind“ (Hervorhebung im Original). *Es ist das Ziel der vorliegenden Arbeit, diese Unentscheidbarkeiten bezüglich sozialarbeiterischer Unterscheidungen (wieder) sichtbar zu machen.*

Wir können also festhalten: Speziell die offensichtliche Konfrontation mit unentscheidbaren Fragen bringt Ambivalenzen ins Spiel. Denn unentscheidbare Fragen lassen sich entweder überhaupt nicht oder mit mehreren gleichwertigen, gleich-plausiblen Ent- bzw. Unterscheidungsmöglichkeiten beantworten. Ambivalenz soll also, in den Worten von Bauman (1991, S. 13), die Möglichkeit beschreiben, „einen Gegenstand oder ein Ereignis mehr als nur einer Kategorie zuzuordnen“. Das Charakteristische einer ambivalenten Situation ist das Oszillieren, das permanente Kreuzen zwischen den unterschiedlichen, aber gleichermaßen plausiblen Unterscheidungsmöglichkeiten innerhalb einer Form sym-

7 Vgl. zur Dreiteilung ‚Beschreiben, Erklären, Bewerten‘ Simon 1995b, S. 17ff., der auf die Frage, was ein Beobachter mit seinen Beobachtungen, seinen Unterscheidungen und Bezeichnungen macht, antwortet: er differenziert sie in der aufgeführten dreifachen Weise.

metrischer Differenz, die deshalb unbestimmt, ambivalent erscheint, weil nicht zeitgleich beide Seiten der Differenz bezeichnet, in den Blick gebracht werden können; es muß vielmehr zwischen beiden Seiten hin und her geswitcht, oszilliert, gekreuzt werden.

Dieses Kreuzen, so können wir in Anlehnung an Spencer-Brown (1969, S. 2/51ff.) schließlich sagen, benötigt *Zeit*. Und *Zeit* ist genau jene Dimension, in der Paradoxien und Ambivalenzen entfaltet werden. *Zeit* ist, anders gesagt, ein dritter Wert, der in logische Theoreme – neben den beiden Werten ‚wahr/falsch‘ – eingeführt werden kann, um das Paradoxieverbot der Logiker Whitehead und Russel (1925, S. 55ff.) überflüssig werden zu lassen (vgl. Spencer-Brown 1969, S. 84ff.). Denn die Einbeziehung der *Zeit* verdeutlicht den praktischen Umgang mit Paradoxien (vgl. dazu auch Simon 1988). ‚Was *heute* falsch ist, ist *gestern* wahr gewesen.‘ Erst wenn im vorstehenden Satz von der *Zeit* abstrahiert, wenn also die Worte, die die *Zeit* bestimmen, getilgt werden, indem formuliert wird: ‚Was [...] falsch ist, ist [...] wahr [...]‘, ergibt sich eine Paradoxie.

In diesem Sinne kann Ambivalenzbeobachtung auch wie die Betrachtung eines Vexierbildes verstanden werden: sobald man als dessen Betrachter sieht, daß es sich um verschiedene sowie *nicht zeitgleich* beobachtbare, aber sich gegenseitig voraussetzende Bilder handelt, kann man kaum noch anders, als immer wieder zwischen den beiden Betrachtungsmöglichkeiten hin und her zu switchen, zu oszillieren. Weil nicht beide Bilder (Seiten, Ausdrücke, Bedeutungen etc.) zeitgleich fixiert werden können, stellt sich „die Hierarchie des dualen Gegensatzes [...] immer wieder her“ (Derrida 1972, S. 88). So könnte mit Dietmar Kamper (1984, S. 169) schließlich metaphorisch formuliert werden, daß die Ambivalenz, daß das „bestimmte Unbestimmte der Realität [...] wie ein maskierter Gegenstand [wirkt], wie eine Kipp-Bilder-Realität, die den Betrachter vexiert, der noch [und wer ist das nicht?; H.K.] an Standpunkte und Perspektiven gewöhnt ist“.

1.2 Die strukturellen Ambivalenzen der Sozialarbeit und die Sozialarbeitswissenschaft

Die Ambivalenz der Sozialarbeit, um die es hier geht, ist, wie bereits erwähnt, strukturell, d. h. sie liegt in der gesellschaftlichen Praxis, in dem kommunikativen Vollzug der Sozialarbeit selbst begründet.⁸ So erscheint Soziale Arbeit aus

8 Ohne allerdings auszuführen, was genau damit bezeichnet sein soll, spricht auch Hamburger (1995, S. 20) von „strukturellen Ambivalenzen, die der Sozialpädagogik [...] eigen sind“ (Hervorhebung im Original), aber „erst durch Aneignung der sozialwissenschaftlichen Diskurse“ verdeutlicht werden können. Eingehender kennzeichnen Olk/Otto (1987, S. 8) „strukturelle Ambivalenzen“ der sozialarbeiterischen Profession, die allerdings verengt werden auf – durch

einer makrosoziologischen Perspektive beispielsweise *sowohl* als das ‚schlechte Gewissen‘ *als auch* als das ‚gute Gewissen‘ der Gesellschaft (vgl. Mühlum/Bartholomeyczik/Göpel 1997, S. 183); denn sie konfrontiert einerseits die Gesellschaft, und damit ist sie deren schlechtes Gewissen, mit ihren sozialen Problemen, während sie andererseits das gute Gewissen des Sozialstaates darstellt, weil sie soziale Probleme zu lösen versucht, mithin „sozialen Sprengstoff entschärft und Systemloyalität fördert“ (ebd.). Aber auch in der sozialarbeiterischen Interaktionspraxis ist die sozialstrukturelle Ambivalenz besonders durch die diesbezüglichen Explikationen in den alltäglich gewordenen Selbstreflexionen (z. B. Supervisionen oder Selbstevaluationen) präsent.

So werden Sozialarbeiterinnen etwa bei der Frage nach dem Erfolg einer Hilfe mit struktureller Ambivalenz konfrontiert: Kann ein Sozialarbeiter seine Hilfe als erfolgreich werten, wenn ein Klient oder ein Klientensystem (z. B. eine Familie) nach bereits abgeschlossenem Beratungsprozeß erneut Hilfe bei ihm sucht? Ist das ein Zeichen dafür, daß der betreffende Klient weiß, wer ihm erfolgreich helfen kann? Oder wird dadurch nicht vielmehr der Mißerfolg der vergangenen Beratung in den Blick gebracht? Immerhin wird von der Sozialarbeit erwartet, daß sie ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ leistet, also Hilfe, die es ermöglicht zu lernen, sich selbst zu helfen.⁹ Prägnanter ausgedrückt: Sozialarbeit soll helfen, um nicht mehr helfen zu müssen. Dementsprechend gelangen Hilfesysteme fast zwangsläufig in eine ambivalente Situation, wenn Klientensysteme, die bereits einen Beratungsprozeß abgeschlossen haben, erneut Rat bei ihnen suchen. Und obwohl Sozialarbeiterinnen sich über die „Treue“ ihrer Kundschaft freuen mögen, diese sogar als ein „Erfolgskriterium“ verbuchen könnten, wissen sie in der Regel, daß sie „genau so gut [...] das Nichtwiederauftauchen eines Kunden als Erfolg ausdeuten [könnten]“ (Kersting 1992, S. 75), sie wissen also, daß sie auch anders hätten bewerten können.

Strukturmuster der Sozialarbeit hervorgerufene – „ambivalente Orientierungen der Adressaten“, die daraus resultieren, daß Soziale Arbeit Hilfe als Beruf anbietet und nicht (mehr) aufgrund vorberuflicher Nächstenliebe (siehe dazu eingehender IV./4.).

- 9 Dieser Fokus der Hilfe, also die Ermöglichung von Selbsthilfe, wird auch rechtlich als soziale Erwartung an die Sozialarbeit gerichtet, was etwa im Bundessozialhilfegesetz (BSHG) sowie im Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) zum Ausdruck kommt. So heißt es etwa im § 1 Abs. 2 des BSHG, daß der Empfänger von Sozialhilfe, die sachlich-finanzielle, aber auch Beratungs- und Betreuungsleistungen umfassen kann, durch die Hilfe befähigt werden soll, „soweit wie möglich [...], unabhängig von ihr zu leben“. Dieser Grundsatz erscheint freilich widersprüchlich, denn er postuliert Unabhängigkeit, wo ein potentielles Abhängigkeitsverhältnis vorausgesetzt wird; denn nur denjenigen wird geholfen, die „sich nicht selbst helfen“ können oder „die erforderliche Hilfe von anderen“ nicht erhalten“ (vgl. § 2 BSHG Abs. 1.), die also ausschließlich von Professionellen Hilfe erwarten können.

Diese Bewußtheit der Kontingenz,¹⁰ Situationen immer auch anders, ja sogar völlig gegensätzlich deuten zu können (siehe auch II./3.1.2), ist für psychosoziale Praktiker offensichtlich eine Selbstverständlichkeit. Was der Praxis, der Profession Sozialarbeit untrennbar eingeschweißt zu sein scheint, entbehrt allerdings die Disziplin Sozialarbeit, die Sozialarbeitswissenschaft.¹¹ Wenn man überhaupt schon von einem eigenständigen disziplinären Kommunikationszusammenhang ‚Sozialarbeitswissenschaft‘ sprechen kann, was nicht unumstritten ist,¹² dann ist diese sozialwissenschaftliche Teildisziplin, wie alle anderen Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften Alteuropas ebenfalls, in das Projekt der *modernen* Wissenschaft eingebunden, in ein Wissenschaftsprojekt, das implizit zum Ziel hat, „die Natur zu besiegen und sie menschlichen Bedürfnissen unterzuordnen“ (Bauman 1991, S. 57). Die Natur, also das Chaotische, das Unordentliche, das von gesetzten (rationalen und rationellen) Normen Abweichende, das Fremde, kurz: alles was scheinbar „dem menschlichen Willen und der menschlichen Vernunft“ (ebd.) subordinierbar ist, gilt es demnach zu ordnen, zu planen, zu verwalten, zu normalisieren, anzupassen, zu kontrollieren und zu steuern. „Die neuzeitliche Wissenschaft hat Paradoxien und Ambivalenzen selten als Chance und meist als aufzulösendes Übel empfunden“ (Giesecke/Rappe-Giesecke 1997, S. 688).

Obwohl ein derartiges Ansinnen, das „Übel“ der Paradoxien und Ambivalenzen, des Fremden und Unbestimmbaren aufzulösen, auch insbesondere mit der Sozialarbeit einhergeht, die gemäß ihrer traditionellen Leitdifferenz von Konformität/Devianz bzw. Norm/Abweichung (vgl. Baecker 1994a) versucht, die durch Ordnungsbemühungen entstandenen Unordnungen einem erneuten Ordnen zuzuführen, mit anderen Worten, Sinn- und Kommunikationsabfälle‘ zu recyceln, entzieht sie sich dennoch dem ordnenden, vereindeutigenden Zugriff der modernen Wissenschaft. Der Gegenstandsbereich Sozialer Arbeit, das

10 Siehe zum Begriff der Kontingenz allgemein Luhmann 1984, S. 152, zu seinen soziologischen Implikationen Luhmann 1992b und aus sozialphilosophischer Sicht Rorty 1989.

11 Die Bezeichnung ‚Sozialarbeitswissenschaft‘, welche bereits in den siebziger Jahren zur Bezeichnung von theoretischen Reflexionen der Sozialarbeit benutzt wurde (siehe z. B. Rössner 1977; Lukas 1979), ist inzwischen zu einem Markenzeichen für einen kontrovers geführten Diskurs innerhalb der akademischen Sozialarbeit geworden. Vor allem das Buch von Engelke (1992) *Soziale Arbeit als Wissenschaft. Eine Orientierung* hat einen Stein ins Rollen gebracht, der die ‚Reflexionseliten‘ der Sozialarbeit/Sozialpädagogik vor allem an den Fachhochschulen angestoßen hat, die wissenschaftstheoretischen, aber auch wissenschaftspolitischen Kontexte der Sozialen Arbeit neu zu markieren; siehe dazu vor allem Wendt 1994; Puhl 1996; Merten/Sommerfeld/Koditek 1996; Mühlum/Bartholomeyczik/Göpel 1997.

12 Siehe dazu nur die Kontroverse zwischen Mühlum 1997; 1998 und Merten 1997b, in der es u. a. um die Frage geht, ob die akademische Sozialarbeit schon oder noch nicht als eigenständige, insbesondere von der Erziehungswissenschaft unabhängige sozialwissenschaftliche Disziplin bezeichnet werden kann. Siehe dazu auch die bereits klassische Analyse von Lukas 1979.

durch menschliches Ordnen zugleich hervorgebrachte Unordentliche, das Defizitäre, jedes kommunikativ konstatierte soziale Problem¹³ erscheint zu komplex, zu diffus, zu vielschichtig und zu mehrdeutig als daß es sich mittels klassischer disziplinärer Wissenschaftsorientierungen brauchbar reflektieren ließe. „Die erscheinende Ambivalenz: daß kein Ereignis mehr eindeutig ausfällt, daß jede Bewegung paradoxe Formen annimmt, daß alles in dem Maße bestimmt ist, wie es auch nicht bestimmt ist“ (Kamper 1984, S. 168), kann von der modernen Wissenschaft nicht mehr adäquat begriffen werden.

Und deshalb ist es der modernen Wissenschaft trotz „all der Fülle an Wissen, das sie anbietet, nicht gelungen [...], der Komplexität des Geschehens im Handlungsfeld der Sozialen Arbeit gerecht zu werden“ (Bardmann 1996a, S. 12). Daher, so kann jedenfalls auch im Hinblick auf die kontroverse und vielschichtige aktuelle Debatte um Sozialarbeitswissenschaft vermutet werden, sucht die Sozialarbeit „noch nach einer sozialwissenschaftlichen Fundierung ihrer Methoden“ (Lautmann 1988, S. 704). Die Frage ist allerdings, ob ihr eine „Fundierung ihrer Methoden“ durch die Rezeption von wissenschaftlichen Konzepten gelingen kann, die angetreten sind, das Fremde, das Ambivalente zu besiegen, das jedoch in der Sozialarbeit immer wieder unbesiegt zum Vorschein kommt. Es kann weiterhin sogar gefragt werden, ob sich Sozialarbeit im traditionell modernen Sinne *überhaupt* wissenschaftlich fundieren läßt.

Ohne in der Lage zu sein, auf diese Fragen eindeutige Antworten zu geben, vermute ich, daß sich Sozialarbeit angesichts ihrer komplexen Heterogenität generell Fundamentierungen entzieht, die nicht auf sumpfigen Grund gebaut sind. In dieser Abhandlung soll demzufolge *nicht* versucht werden, die Sozialarbeit und deren Methoden zu fundieren, sondern im Gegenteil: *die hier zu leistende Reflexion von Ambivalenz bringt Sozialarbeitswissenschaft als Diffundierung von als fest geglaubten Fundamenten in den Blick*. Denn sobald wir uns mit Ambivalenzen, Mehrdeutigkeiten oder Paradoxien konfrontieren und diese reflektieren, scheint sich das Fundament unter unseren Füßen aufzulösen; wir können z. B. nicht mehr klar unterscheiden zwischen richtig und falsch, Hilfe und Nicht-Hilfe etc. und geraten ins Oszillieren zwischen den gegensätzlichen, aber möglicherweise gleichermaßen plausiblen Polen.

Eine solche Ambivalenzreflexion hinsichtlich der Theorie und Praxis Sozialer Arbeit soll hier mit relativ jungen wissenschaftlichen Konzepten geleistet werden, die sich nicht scheuen, mit Widersprüchlichkeiten zu arbeiten, und die

13 Siehe zur Bestimmung des Gegenstandsbereiches Sozialer Arbeit, der als tätiger und reflexiver Umgang mit sozialen Problemen konzipiert wird, z. B. Engelke 1992; Lüssi 1992; Mühlhuhm 1994; Staub-Bernasconi 1993a; 1994; Puhl/Burmeister/Löcherbach 1996; siehe dazu kritisch bzw. anders optierend Erath/Göppner 1996; Maier 1996; Merten 1995; 1996a; 1996b; 1997a.

überdies Zirkularität, also Tautologien und Paradoxien, als unüberwindbares und damit notwendigerweise auszuhaltendes (immanentes) Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit(en) begreifen. Und genau an dieser Stelle liegt der entscheidende Unterschied der hier vorliegenden Ambivalenzreflexionen zu den bisherigen theoretischen Reflexionen bezüglich widerstreitender Erwartungen und gegensätzlicher Interessen, die in „der Geschichte der Sozialen Arbeit so oft zu finden sind, daß sie geradezu als Wesensmerkmal erscheinen könnten“ (Mühlum/Bartolomeyczik/Göpel 1997, S. 183). Diese in theoretischen und historischen Rekonstruktionen der Sozialarbeit zwar in unterschiedlichen Akzentuierungen zur Sprache kommenden, aber tendenziell eher mit dem Ziel ihrer „Überwindung“ (ebd., S. 182) behandelten Widersprüche sollen mit einem interdisziplinär orientierten Theoriedesign *nicht* in Richtung Eindeutigkeit und Ordnung aufgelöst oder überwunden werden, sondern im Gegenteil: ihre permanente strukturelle Präsenz soll theoretisch so zugespitzt werden, daß die Komplexität der Sozialarbeit nicht lediglich behauptet wird, sondern auch (deskriptiv/explicativ) darstellbar und beschreibbar ist. Dies soll insbesondere mit Hilfe folgender – allesamt auf einen erkenntnistheoretischen Konstruktivismus hinauslaufender und sich zum Teil wechselseitig vermittelnder und stützender, aber auch partiell widersprechender – Konzepte versucht werden: der funktional-strukturellen Theorie selbstreferentieller Systeme (Luhmann, Baecker, Bardmann, Fuchs u.a.), der Differenztheorie (Bateson, Spencer-Brown), der postmodernen (Sozial-)Philosophie (Bauman, Derrida, Lyotard, Welsch u.a.), der Kybernetik zweiter Ordnung (von Foerster), der autopoietischen Kognitionstheorie (Maturana, Varela) und schließlich der soziologischen Theorieansätze reflexiver Modernisierung (Beck) sowie reflexiver Differenzierung (Jokisch).¹⁴

Ausgehend von den genannten Wissenschaftsorientierungen erscheinen die strukturellen Ambivalenzen der Sozialarbeit nicht mehr als Makel, der etwa wis-

14 Siehe zur Rezeption einiger der genannten Theorien in der Sozialarbeitswissenschaft etwa Hollstein-Brinkmann 1993; Pfeifer-Schaupp 1995; Daßler/Müller/Schwarz 1997; Milowitz 1998 und insbesondere die Schriften des Instituts für Beratung und Supervision Aachen, in denen spätestens seit Beginn der 1990er Jahre versucht wird, systemtheoretisch-konstruktivistisches Theoriegut für die Reflexion von Sozialarbeit und Supervision zu verwerten: etwa Bardmann/Kersting/Vogel/Woltmann 1991; Bardmann/Kersting/Vogel 1992; Kersting 1992; Bardmann/Hansen 1996; Kleve 1996a; Bardmann 1997a; Nebel/Woltmann-Zingsheim 1997. Siehe zur frühen Rezeption konstruktivistischer Positionen insbesondere aus der ‚Palo Alto Schule‘ der Kommunikationstheorie und -therapie (z. B. Watzlawick/Beavin/Jackson 1969; Watzlawick/Weakland/Fisch 1974; Watzlawick/Weakland 1977; Watzlawick 1977, 1978) auch Kersting 1975; 1977; 1979; 1980 (vgl. hierzu ausführlich auch Kleve 1997d). Siehe weiterhin zu systemtheoretischen, allerdings dem Konstruktivismus kritisch bis ablehnend gegenüberstehenden Orientierungen z. B. die Arbeiten von Heiner/Meinhold/Spiegel/Staub-Bernasconi 1994; Staub-Bernasconi 1995b oder Obrecht 1996.

senschaftliche Reflexionen hemmt oder die ‚Theorie- und Wissenschaftswürdigkeit‘ der Sozialarbeit in Frage stellt (vgl. Staub-Bernasconi 1995b, S. 87ff.), sondern als Markenzeichen, als eine Kompetenz und als eine Stärke (vgl. auch Bardmann/Hansen 1996).¹⁵ Das Ziel meiner Ausführungen ist es, die Sozialarbeitswissenschaft mit dieser Stärke, die aus dem nicht hintergehbaren Umgang mit Ambivalenzen gewachsen ist, zu konfrontieren und ihr Theorieinstrumente vorzuschlagen, die durch die Reflexion dieser Ambivalenzen zugleich auf ihre Brauchbarkeit hinsichtlich sozialarbeitswissenschaftlicher Fragestellungen getestet werden können. Mit anderen Worten, der professionellen Sozialarbeit, die seit jeher implizit postmodern konditioniert ist, da sie sich Ambivalenzen noch nie, nicht einmal scheinbar, entledigen konnte, soll mit dieser Arbeit ein Ansatz eines postmodernen Wissenschaftskonzeptes von der Sozialen Arbeit zur Seite gestellt werden.¹⁶

2 Ausgangspunkte postmoderner Sozialarbeitswissenschaft

Sozialarbeit als Profession ist seit jeher implizit postmodern. Dies führt dazu, daß die Frage nach ihrer eigenen professionellen und disziplinären Identität entweder unbeantwortet bleiben muß oder radikal von sozialen, sachlichen (etwa methodischen) und zeitlichen Dimensionen abhängig bleibt. Die schwierige Identitätskonstruktion der Sozialarbeit, die sich etwa in einer komplizierten wie kontinuierlichen individuellen Identitätsarbeit von Sozialarbeiterinnen ausdrückt (vgl. etwa Klüsche 1993; 1998), scheint vor allem aus zwei strukturellen Phänomenen zu resultieren – *erstens*: aus dem Phänomen, daß Sozialarbeit nicht einfach *eine* gesellschaftliche Praxis ist, sondern sich vielmehr in eine Vielzahl *heterogener* sozialarbeiterischer Handlungsfelder ausdifferenziert, die sich theoretisch kaum adäquat subsuntiv beschreiben lassen.¹⁷ *Zweitens* – und dies ist

- 15 Siehe dazu auch Schöppe 1995, der die These vertritt, daß Paradoxien, mithin Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen vor allem in systemischen Theorieunternehmungen genauso kreativitätsfördernd wirken und ungeahnte Potentiale freisetzen wie beispielsweise paradoxe Interventionen in systemisch bzw. kommunikationspragmatisch orientierten Therapien; siehe grundlegend zu derartigen Therapiekonzepten Watzlawick/Beavin/Jackson 1969; Selvini Palazzoli u.a. 1975.
- 16 Mit diesem Vorhaben möchte ich zugleich jene postmodernen Theorieansätze, die ich bereits an anderer Stelle – siehe Kleve 1996a, insb. S. 145ff.; 1996b; 1997a; 1997b; 1997c; 1998 – bezüglich unterschiedlicher reflexions-, sozial- und praxistheoretischer Fragestellungen Sozialer Arbeit skizziert habe, entfalten, ausbauen, anreichern und verfeinern.
- 17 Siehe für den klassischen ‚Bruchteil‘ sozialarbeiterischer Arbeitsfelder, die etwa als „FürSorge“, „KinderGarten“, „ErziehungsHeim“, „JugendHaus“, „ObDach“ und „AltenHeim“ bezeichnet werden können, Müller 1985.

das bedeutungsvollere Phänomen – ist der Praxis- oder der Feldbezug der Sozialarbeit *spezialisiert und generalistisch zugleich*. Sozialarbeiter/innen schlüpfen in ihrer je spezifischen Praxis (in der Jugendhilfe, der Sozialpsychiatrie, der Obdachlosenarbeit, der Suchtberatung, der klinischen Sozialarbeit etc.) in alle möglichen Rollen und Identitäten, ohne an eine dieser Rollen oder Identitäten sozusagen haften bleiben zu dürfen. Sie müssen, genauer gesagt, in ihren spezifischen Handlungsfeldern sowohl sozio-ökonomische als auch psychologische, sowohl juristische als auch pädagogische oder sowohl sozial-administrative als auch ethische Kompetenzen aufweisen und dementsprechend handeln können. Weil man als Sozialarbeiter überdies im Übergang zwischen alltäglicher Beziehung und professioneller Hilfe tätig wird, ist man gefordert, spontan auf das zu reagieren, was die Klienten jeweils erwarten (vgl. Pfeifer-Schaupp 1995, S. 148; siehe ausführlich dazu IV./4.).

Die beiden genannten Phänomene, die in der gesellschaftlichen Struktur der Sozialarbeit selbst begründet liegen und damit deren Ambivalenz forcieren, verunmöglichen eine eindeutige sozialarbeiterische Selbstbeschreibung. In diesem Sinne könnte man paradox sagen: *Sozialarbeit ist die Einheit ihrer heterogenen Vielheit*. Sozialarbeit ist demnach, so läßt sich mit Bardmann (1996b, S. 16) konkretisieren, in einer Verfassung, die auf eine paradoxe Identitätsbestimmung hinausläuft: „Eigenschaftslosigkeit ist die hervorragende und maßgebliche professionelle Eigenschaft der praktischen Sozialarbeit“. Diese paradoxe Identitätsbestimmung verweist auf den Roman von Robert Musil (1930/42) *Der Mann ohne Eigenschaften*: „Ohne Eigenschaften zu sein“, heißt nach Robert Musil [...], dem Erfinder dieses Titels, es zu allen Eigenschaften ‚gleich nah und weit‘ zu haben, zu keiner Eigenschaft einen vorweg präferierten Bezug zu unterhalten. Eine eigenschaftslose Profession nimmt alle Eigenschaften als gleich gültig“ (Bardmann 1996b, S. 15). Sozialarbeit als *Profession ohne Eigenschaften* muß also in jedem Augenblick erneut entscheiden, „wer sie ist [...], welche Eigenschaften sie an- und welche sie ablegt, kurz: welche **Form** sie sich gibt“ (ebd.; Hervorhebung im Original).

Wenn der Titel meiner Abhandlung also *Postmoderne Sozialarbeit* lautet, dann geht es nicht darum, angesichts einer modernen Praxisform eine postmoderne zu postulieren; vielmehr soll davon ausgegangen und auch gezeigt werden, daß die Sozialarbeit seit jeher aufgrund ihrer ambivalenten Struktur eine implizit postmoderne Profession ist. Trifft dies zu, dann läßt sich durchaus vermuten, daß die Sozialarbeit „jenseits der theoretischen, kritischen und belehrenden Kommentare [...] ihre Identitätsfrage bereits beantwortet hat [...], wenn sie sich für die Eigenschaftslosigkeit entschieden hat [...]“ (ebd., S. 16).

Der Sozialarbeitswissenschaft kann nun die Aufgabe zukommen, diesen impliziten Postmodernismus der Sozialarbeit auch in ihre Reflexionen aufzunehmen; sie muß sich dazu allerdings selbst zu einer reflektiert und explizit postmodernen Wissenschaft transformieren, die ihre Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität (vgl. Kopperschmidt 1996) nicht als Not, sondern als Tugend und innovatives Potential begreift. Diesbezüglich soll die in dieser Arbeit versuchte Analyse der strukturellen Ambivalenzen der Sozialarbeit zunächst vorbereitet werden, indem im Hinblick auf erkenntnis- und wissenschaftstheoretische (2.1), sozialtheoretische (2.2) sowie praxistheoretische (2.3) Dimensionen konkretisiert wird, wie ich den Begriff ‚postmodern‘ bezüglich dieser Dimensionen verstehe.¹⁸

2.1 Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Dimension

Erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch verweist ‚postmodern‘, um mit Jean-François Lyotard (1981, S. 97) zu sprechen, auf „einen Gemüts- oder [...] Geisteszustand“ (vgl. auch Lyotard 1988, S. 294; Welsch 1992),¹⁹ dem bewußt ist, daß er in der modernen Gesellschaft mit einer unübersehbaren Vielfalt von Diskursarten, Sprachspielen bzw. Beschreibungen und Beschreibungsmöglichkeiten konfrontiert ist, die nicht aufeinander reduzierbar und nicht ineinander übersetzbar sind, ohne ihre jeweilige Spezifität zu zerstören (vgl. Lyotard 1983). Postmodernes Denken bedeutet somit ein Denken im Kontext von „radikaler Pluralität“ (Welsch 1987, S. 4). Ein solches Denken kommt nicht umhin, seine Kontingenz anzunehmen angesichts einer Welt auch anderer Denk- und Kommunikationsweisen, mit denen es potentiell permanent konfrontiert werden kann. Postmodernes Denken stößt, anders gesagt, im sozialen Kontext ständig auf seine eigene Selbstreferenz, es muß, um etwa in Diskurskonflikten moderat bleiben zu können, mitbedenken, daß es das, was es denkt, aufgrund seiner eigenen höchstpersönlichen Erfahrungen, Assoziationen etc. denkt, und nicht aufgrund einer für es objektiv erkennbaren wahren Realität.

Angesichts dieser Situation ist es sinnlos, objektiv erkennen und seiner Selbstreferenz entfliehen zu wollen; vielmehr generiert das Denken innerhalb seiner selbstreferentiellen Verhältnisse nichts anderes als unendliche Regresse, in denen über dem Umweg auf (scheinbar) anderes immer wieder nur auf das eine verwiesen wird: auf es selbst, auf sein eigenes Denken eigener Gedanken.

18 Siehe zu einer umfassenden und gründlichen Analyse der Begriffsgeschichte von ‚Postmoderne‘ bzw. ‚Postmodernismus‘, zur „Genealogie des Ausdrucks“ Welsch 1987, S. 9ff. oder auch Zima 1997.

19 Siehe dazu auch Eco 1983, S. 77 und Bauman 1992, S. 5f., die ebenfalls davon sprechen, daß postmodern die Bezeichnung einer Geisteshaltung bzw. eines Geisteszustandes sei.

Denn, wie vor allem Niklas Luhmann (1984) im Anschluß an die Kognitions- wissenschaftler Humberto Maturana und Francisco Varela (1984) zeigt (vgl. dazu bereits Kleve 1996a), ist jedes biologische, psychische und soziale System ein selbstreferentielles System. Selbstreferentielle Systeme operieren autopoietisch (siehe ausführlicher II./1.1, 3.1.3), d.h. sie differenzieren sich von ihrer Umwelt durch den permanenten Anschluß von Operationen des jeweils gleichen Typs – im Falle biologischer Systeme durch Leben (Zellbildung), im Falle psychischer Systeme durch Bewußtsein (Gedanken), im Falle sozialer Systeme durch Kommunikation (Mitteilung und soziales Verstehen von Informationen). Wenn ein selbstreferentielles System sich auf seine Umwelt bezieht, diese beobachtet,²⁰ bezieht es sich genaugenommen auf sich selbst, es kann seine Umwelt nur über Beobachtung seiner eigenen Zustände, seiner eigenen Beobachtungen beobachten. Diesbezüglich operiert unser Denken und operieren soziale Kommunikationen paradox: denn psychischer und sozialer Fremdbezug ist nur über Selbstbezug möglich.

Ein postmoderner Gemüts- oder Geisteszustand ist sich also bewußt, daß das psychische und kommunikative „Verhältnis zur Welt wie das zu einem Spiegel ist“ (Varela 1981, S. 308), der „weder verrät, wie die Welt ist, noch wie sie nicht ist“ (ebd.), der lediglich zeigt, daß Gedanken, Handlungen oder Kommunikationen bezüglich einer bestimmten Sache, zu einer bestimmten Zeit oder in einer bestimmten sozialen Beziehung brauchbar und passend waren (oder eben nicht). Indem dieser postmoderne Gemüts- und Geisteszustand die selbstreferentiellen Beobachtungen, ihre je eigenen systemrelativen Wirklichkeiten annimmt, stößt er an die Grenzen des klassischen logischen Denkens; denn die zweiwertige Wahr/Falsch-Logik verführt zu versuchen, verschiedenartige selbstreferentielle Beschreibungen (Meinungen, Einstellungen, Weltbilder) konsensorientiert zu glätten, einzuebnen, sie über den Kamm ihrer zwei Werte zu scheren, für die etwas *entweder* ‚wahr‘ *oder* ‚falsch‘, aber nicht *sowohl* ‚wahr‘ *als auch* ‚falsch‘ oder *weder* ‚wahr‘ *noch* ‚falsch‘ sein kann. Demgegenüber nimmt das postmoderne Denken die Ambivalenz an, welche vor Augen führt, daß beispielsweise *sowohl* diese *als auch* jene völlig entgegengesetzte Beschreibung plausibilisierbar, mithin ‚wahr‘ sein kann.

20 Vgl. zum Begriff der ‚Beobachtung‘ als eine (biologische, psychische oder soziale) Operation des Unterscheidens von zwei Seiten, wobei zur Informationsgewinnung jeweils nur die eine Seite und nicht auch gleichzeitig die andere Seite bezeichnet werden kann im Anschluß an Spencer-Brown 1996 vor allem Luhmann 1984; 1990a; Baecker 1993a; 1993b; Simon 1993, S. 52ff.; Jokisch 1996, S. 62ff.